

UniReport: Frau Dr. Trutkowski, fast zwei Drittel der Deutschen lehnen einer Umfrage von Infratest Dimap zufolge eine gendergerechte Sprache ab – was zeigt das Ihrer Ansicht nach und was folgt daraus?

Ewa Trutkowski: Zuerst einmal ist der Ausdruck „gendergerechte Sprache“ sehr geschickt gewählt – er suggeriert, dass diese Sprachnutzung mit einer bestimmten politischen und moralischen Haltung daherkommt. Jenen, die sich gegen Genderstern und Co. aussprechen, wird auf dieser Grundlage oft vorschnell eine intolerante bzw. konservative Einstellung angeheftet. Ohne es zu wissen, würde ich jedoch vermuten, dass mindestens zwei Drittel der Deutschen FÜR Geschlechtergerechtigkeit sind – sie wollen es eben nur nicht an der Sprache festmachen. Überdies hat es nicht unbedingt eine große Aussagekraft, wenn jemand gendert: Jede Institution, jedes Unternehmen kann sein Wording jederzeit ändern und anfangen zu gendern, ohne die inneren Verhältnisse zu ändern – *Pinkwashing* nennt man das.

Sprache ändert sich eigentlich immer, auch die deutsche Sprache hat sich mit der Rechtschreibreform vor gar nicht so langer Zeit geändert. Kann das die Diskussion um das Gendern etwas entspannen, gibt es womöglich aber einen Unterschied zwischen einem Sprachwandel »von oben« und »von unten«?

Der Vergleich mit der formal verabschiedeten Rechtschreibreform hinkt, denn der Rat für deutsche Rechtschreibung, nach dessen Vorschlägen die Regeln der amtlichen deutschen Rechtschreibung Eingang in die Institutionen, Behörden und staatlichen Organe finden, hat bisher keine Empfehlung für Wortformen mit Genderstern, Gap oder Genderdoppelpunkt ausgesprochen. Das bedeutet, dass Ausdrücke wie *Forscher*innen* nicht der amtlichen deutschen Rechtschreibung entsprechen. Zwar wird das Gendern durch die sprachpolitische Steuerung von Stadtverwaltungen, Unis etc. „von oben“ betrieben – deren Mitarbeitern eine nicht-amtliche Regelung vorzuschreiben, dürfte in letzter Konsequenz jedoch schwierig werden. Dass sich Gendern im Sinne eines Sprachwandels „von unten“ durchsetzt, halte ich aufgrund der großen Ablehnung in der Bevölkerung für sehr unwahrscheinlich. Aber eine Häufung von Partizipien wie *Studierende* oder *Mitarbeitende* kann man sicher beobachten – natürlich in Maßen, denn *Werkzeugmachende* und *Dachdeckende* sind eher solche, die das gerade hier und jetzt tun und Partizipien können auch nur gebildet werden, wenn es ein entsprechendes Verb gibt, das zeigt z. B. die Ungrammatikalität von *der*die Architektierende*.

Wären Sie dafür, Formen der gendergerechten Sprache noch stärker ins öffentliche Bewusstsein zu tragen und auch verbindlich für Institutionen und den Bildungsbereich festzuschreiben?

Natürlich kann ich diese Frage nur mit „Nein“ beantworten. Bei der Anrede klappt zwar alles ganz wunderbar: *Liebe Teilnehmer*innen*, aber es bleibt ja nicht beim Nominativ – das maskulin-feminine Mischgenus ist in den anderen Kasus und im Singular einfach nicht in das grammatische System des Deutschen integrierbar; man denke z. B. an die *Unterschrift des*der Teilnehmers*in*: Hier haben wir zwei Endungen – einmal das maskuline *-s* und einmal das feminine *-in*. Soll das *-s* vor oder nach dem *-in* stehen, soll es weggelassen werden und wenn ja, wann und wann nicht? Was wäre mit Possessivpronomen – hier müssten alle Varianten durchkongruiert werden, wie in: *Jede*r Student*in darf sich ihre*n*seine*n Betreuer*in selbst aussuchen*. Auch die Wortbildung wäre be-

troffen: Sollte da zukünftig von *Freund*in-schaft*, *freund*inlich*, sowie *dem Freund*innenkreis* die Rede sein? Gendern kann nicht einfach so verpflichtend eingeführt werden. Das Ganze hätte einen massiven Umbau der Grammatik zur Folge, dessen Konsequenzen den meisten Genderbefürwortern nicht im Ansatz bewusst sind.

Macht das generische Maskulinum Frauen »unsichtbar«?

Das generische Maskulinum macht alle Geschlechter „unsichtbar“, weil es eine geschlechtsabstrahierende Form ist. Dass das Maskulinum tatsächlich eine geschlechtsunabhängige, generische Interpretation hat, kann ganz leicht belegt werden, z. B. durch widerspruchsfreie Daten wie *die weiblichen Teilnehmer* (hier liegt keine Kontradiktion/kein Oxymoron vor) oder *die männlichen Teilnehmer* (hier liegt keine Tautologie/kein Pleonasmus vor). Genus als grammatische und Sexus als biologische Kategorie überschneiden sich zwar, dürfen aber nicht gleichgesetzt werden: Maskulin ist nicht gleich männlich. Weder muss der *Teenager* männlichen Geschlechts sein, noch sind *Herrchen* und *Frauchen* geschlechtslose „neutrale“ Wesen.

Anhänger des Genderns betonen, dass Sprache die Wahrnehmung lenke und eine bestimmte Sicht der Dinge verstärken oder abschwächen könne. So führe beispielsweise die Verwendung des generischen Maskulinums in Stellenanzeigen zu einem geringeren Anteil von Bewerberinnen.

Die generische Interpretation des Maskulinums ist eine Option – sie greift nicht in jedem Kontext und ist sowohl von sozialen Einflussfaktoren abhängig (unter Schlossern gibt es kaum Frauen, im Kosmetikbereich kaum Männer), als auch von sprachlichen: Füge ich dem Stellengesuch nach einem Lehrer eine adressatenorientierte Ansprache à la *Sie sind ein erfahrener Pädagoge* an, evolviere ich eher eine spezifisch männliche Interpretation. Beziehe ich mich aber gar nicht auf eine konkrete oder imaginierte Person, wie in *Als Lehrer bekommt man eine feste Stelle* liegt die generische Lesart näher.

Sprachen wie das Türkische oder das Ungarische haben gar kein Genus. Trotzdem denke man in diesen Sprachfamilien nicht mehr oder weniger emanzipiert oder gleichberechtigt, sagen Kritiker der Gendersprache. Ist an diesem Argument etwas dran oder lässt es sich leicht widerlegen?

Dieses Argument ist einschlägig. Es zeigt, dass ein „genusloses“ Deutsch die sozialen Verhältnisse nicht ändern würde.



Dr. Ewa Trutkowski ist Sprachwissenschaftlerin mit einem Forschungsschwerpunkt zu Genus und Sexus im Deutschen. Sie ist mit dem Institut für Linguistik (Lehrstuhl Prof. Helmut Weiß) der Goethe-Universität assoziiert und arbeitet derzeit als Forscherin an der Freien Universität Bozen.
Foto: Alexander Erlacher

»Gegenderte Sprache produziert noch keine Geschlechtergerechtigkeit«

Ewa Trutkowski kritisiert die reflexhaften Deutungsmechanismen und einen Mangel an sprachwissenschaftlicher Reflexion bei der Gender-Diskussion.

CONTRA

Neben der normalen Differenzierung (Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter oder Mitarbeiter/innen) und der Binnen-I-Schreibung kamen Formen, um diversgeschlechtliche Personen sichtbar zu machen, z. B. das Sternchen, im Augenblick ist der Gender-Doppelpunkt (Mitarbeiter:innen) häufiger zu sehen. Führen solche Neuerungen zu einer zusätzlichen Verwirrung? Oder kann man die damit entstehende Heterogenität auch befürworten?

Eine separate Ansprache nicht-binärer Menschen sowohl in der Begrüßung (sehr geehrte Damen, *_?_ und Herren) wie auch darüber hinaus würde ich sehr willkommen heißen. Dafür Vorschläge zu unterbreiten, obliegt aber ebenjenen Personen. Welches Genderzeichen es sein soll, erscheint mir aktuell eine eher irrelevante Symbolismus-Debatte. Grundsätzlich transportiert Sprache Inhalte und keine Sichtbarkeiten. Dass das Deutsche mit dem Maskulinum eine generisch interpretierbare Form besitzt, scheint nicht genug zu sein – es geht (den Genderbefürwortern) darum, zu bestimmen, wie diese Form auszusehen hat. So ein Sprachkreationismus erzeugt natürlich Widerstand, was stark zu der aufgeladenen Diskussion beiträgt.

Sind Universitäten Orte, die sich im besonderen Maße einer emanzipatorischen Sprachverwendung widmen sollten? Oder stärkt das sogar die Kluft zwischen einer akademischen und einer nicht-akademischen Sprache?

Ich sehe hier vor allem eine Emanzipation der Verwaltungen. An den Sprachleitfäden der Unis sind in den seltensten Fällen Sprachwissenschaftler beteiligt, noch seltener welche mit einem Schwerpunkt auf der Grammatik des Deutschen. Der Mangel an Diskurs und Diskussion lässt sich allerdings einfach erklären: Wenn sich Unis und andere Institutionen als Orte der Inklusion zu verstehen geben möchten, dann ist Gendern als Form von Branding der einfachste Weg dahin: Kleider machen Leute. Der Nachteil ist, dass gegenderte Sprache hochschwellig ist: In sogenannter Leichter Sprache wird nie gendert und auch Sprachlernern dürfte es schwerfallen.

Sind die Hoffnungen, durch das Gendern mehr Geschlechtergerechtigkeit zu erreichen, berechtigt? Oder überhöht?

Positiv hervorzuheben ist, dass die Diskussion um das Für und Wider von Gendersprache ein größeres Augenmerk auf das Thema Geschlechtergerechtigkeit gelenkt hat. Ich denke aber, die „großen“ Hoffnungen beruhen auf falschen Annahmen. So ist die Sapir-Whorf-Hypothese, der zufolge Sprache die Wahrnehmung bzw. das Denken bestimmt, in ihrer starken Form widerlegt. Bestünde hier ein Einfluss, wäre es theoretisch möglich, dass Muttersprachler einer bestimmten Sprache intellektuelle Vorteile hätten – dem ist aber nicht so. Was man jedoch weiß, ist, dass Sprecher einer Sprache mit separaten Lexemen für zwei Blautöne (z. B. Russisch, Spanisch) schneller zwischen diesen Blautönen differenzieren können als Sprecher von Sprachen, die diese Unterscheidung nicht aufweisen.

In der Linguistik gibt es unterschiedliche Positionen zur Gendersprache. Lässt sich die Debatte überhaupt rein sprachwissenschaftlich »lösen« oder handelt es sich vielmehr um eine gesellschaftspolitische Debatte, in der auch Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler subjektiv und interessengeleitet argumentieren?

Eine gewisse Subjektivität bzw. Intuition bei der Hypothesenbildung lässt sich in fast keinem Bereich vollständig ausschließen. Die Argumentation und Beweisführung sollte jedoch – und das ist ja auch die übliche Praxis – nach wissenschaftlichen und somit objektiven Kriterien erfolgen. Geschieht dies nicht, ist es eine Meinung und keine Erkenntnis.

Fragen: Dirk Frank